

Predigtreihe „Was uns trägt, ist die Liebe“

3. Predigt: „Den Nächsten lieben – sind das nicht zu viele?“ am 20.10.24 in der Johanneskirche

Was uns trägt, ist die Liebe! Nur die Liebe!

Ich lese den Predigttext aus Luk. 10,25-38

²⁵Und siehe, da stand ein Gesetzeslehrer auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? ²⁶Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? ²⁷Er antwortete und sprach: »**Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst**« ²⁸Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben.

²⁹Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? ³⁰Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen.

³¹Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. ³²Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. ³³Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; ³⁴und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. ³⁵Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr aus gibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

³⁶Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war? ³⁷Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!

Ihr Lieben, „Was uns trägt, ist die Liebe“. Darum brauchen wir LIEBE, Angenommen-Sein, die große, grundsätzliche Bejahung unserer Person durch andere und durch Gott. Wir sind Bedürftige, der Liebe zutiefst Bedürftige. Jeder von uns, ohne Ausnahme.

Ich war ja vor 14 Tagen auf einer Fortbildung mit etwa 20 Kollegen. Ein Pfarrrerkollege ist mir von vornherein besonders aufgefallen. Er war anders als alle Anderen, ging oft seine eigenen Wege. Neben seiner Pfarrstelle hatte er noch eine halbe Beauftragung als Theologe an einer Universität. Seine Intelligenz stach heraus, er tat sich mit äußerst klugen Beiträgen in den Gesprächen hervor. Und doch war er auch wieder sehr unsicher, einzelgängerisch, zog sich zurück, hielt Abstand. Am letzten Tag gab ich meinem Kollegen die Hand und sagte zu ihm: „Ich habe mich aufrichtig gefreut, Dich kennenzulernen.“ Daraufhin sagte er zu mir: „Das kann ich gar nicht glauben.“ Ich war wie vom Blitz getroffen: Dieser hochbegabte Mann, der nach außen hin den Eindruck erweckte, er brauche keinen, habe an sich selbst genug, zweifelte daran, dass ich mich zu ihm

hingezogen fühlte, ihn mochte, mich an ihm freute. Welch eine Sehnsucht nach Geliebtsein brennt in jedem von uns!

Aber wir alle sehnen uns nicht nur nach dem Empfang von Liebe, sondern auch – und jetzt kommen wir zu dem Gleichnis Jesu von diesem lieben Samariter – nach dem Schenken von Liebe. Wer immer von uns sich aufmacht, Liebe tatsächlich anderen zu schenken, Nächstenliebe, Feindesliebe zu praktizieren, der erlebt etwas Eigenartiges: Nichts erfreut uns mehr, nichts motiviert unser Handeln mehr als die Liebe, die *wir* schenken. Eine wahrhaft paradoxe Erfahrung: Geben ist noch seliger als Nehmen. Durch die Liebe, die wir schenken, werden wir getragen, empfangen wir Sinn, Hoffnung, Frieden, ja die Liebe selbst. Ja, wir empfangen Gott, indem wir Liebe leben. Darum schreibt Johannes ja auch in seinem Brief: „**Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott.**“ (1.Joh. 4,16) Wer sich in dieser Welt, in dieser Zeit großer Abgrenzungen, in der wieder Mauern errichtet werden, die Welt aufgeteilt wird in Lager, WIR und DIE DA, wer heute mitten in Rechthabereien, Schimpfattacken, Parteigezänk tatsächlich Liebe wagt, Mitgefühl, Hineinversetzen in den Anderen, – und noch extremer: Wer in dieser Zeit der Kriege die Welt nicht in Freund und Feind einteilt, sondern wie dieser Samariter stehen bleibt, von seinem hohen Ross herabsteigt und Wunden verbindet: Der wird etwas Wunderbares erleben: Dass er getragen wird, dass die Liebe, die er weitergibt, ihn selbst trägt.

Aber schon höre ich die Gegenstimme: „**Wer ist denn mein Nächster?**“ Gerade in unserer Gegenwart schallt uns diese Frage ja überall entgegen! Wen sollen wir denn noch lieben? Den, der mich verletzt hat vielleicht? Die Frau, die über mich schlecht geredet hat? Oder den Russen, der im Gespräch Putin verteidigt hat? Soll ich etwa Palästinenser lieben? Oder Juden vielleicht? Den Nachbarn, der die AFD wählt? Was ist, wenn der plötzlich auf der Straße liegt, weil er von einem niedergeschlagen wurde? Mache ich mir dann nicht die Finger schmutzig?

Wer ist mein Nächster? Sind das nicht zu viele? Müssen wir nicht auch als Kirche auf unsere Kräfte und Möglichkeiten achten? Wir können doch nicht allen helfen! Also helfen wir doch besser den Guten, den uns Genehmen, den Gläubigen. „Hilfe für Brüder und Schwestern“ aber nicht für Ungläubige, Heiden, Drogensüchtige, die sowieso immer wieder Rückfälle erleiden. Da hilft Hilfe doch nicht! Nur die lieben, wo sich Liebe auch lohnt, wo sich Investitionen rentieren, wo etwas zurückkommt, Liebe auf fruchtbaren Boden fällt.

Ich kann den Priester und den Levit schon verstehen, dass sie an dem Niedergeschlagenen vorübergehen. Auch sie müssen ja ihre Prioritäten setzen. Der Tempel und die, die zum Tempel gehören. Wenn man die Hilfe und Liebe zu weit streut, hat man für die eigenen Leute keinen Platz mehr. Und noch schwerer wiegt die Frage: Dürfen sie denn überhaupt helfen? Sie wissen ja nicht, ob sie hier dem Richtigen helfen!

Diese Frage ist mir in folgendem Ereignis auch gekommen: In diesen Tagen ist ja der Hamas-Chef **Jihia al-Sinwar**, der Hauptverantwortliche des Anschlags vom 7. Oktober, bei dem fast 1200 Israeliten bestialisch ermordet wurden, bei

einem Anschlag israelischer Streitkräfte in Gaza getötet worden. 2004 war Sinwa in einem israelischen Gefängnis und erkrankte schwer. Hilflos taumelte er durch den Gang, stürzte, stand wieder auf, suchte nach dem jüdischen Gefängnisarzt Yuval Bitton, der immer sehr offen auf alle Gefangenen zuing und auch mit al-Sinwar ein gutes Verhältnis pflegte. Al-Sinwar klagte bei dem Arzt über Schmerzen im Nacken. Bitton untersuchte ihn – und ließ ihn sofort ins Krankenhaus einweisen. Dort stellten die „Ärzte einen Hirntumor fest und operierten den Palästinenser. Tage später, als Bitton Sinwar im Krankenhaus besuchte, bedankte sich der: Der Israeli habe ihm das Leben gerettet. Beim Terroranschlag am 7. Oktober vor einem Jahr wurde auch der Neffe von Yuval Bitton von der Hamas ermordet. Wäre Sinwar 2004 nicht von Bitton behandelt worden, würde dessen Neffe Tamir vielleicht noch leben. Ob der Israeli Yuval Bitton im Nachhinein bedaure, dass er diesem Mann geholfen habe, der für den Tod seines Neffen zuständig ist? „Nein“, sagt Bitton. „Ich habe das getan, was Ärzte tun: Menschenleben retten.“

Vielleicht will Jesus ja genau das mit seinem Gleichnis: Dass wir sagen: „Ich habe nur das getan, was Christen, ja, was Menschen tun: Menschenleben retten.“

Was macht Jesus in seinem Gleichnis? Er nimmt die Hilfe eines Samariters zum Vorbild für Nächstenliebe. Die Samariter, dieses Mischvolk aus Israeliten und Heiden. Es gab in den Augen damaliger Bürger kaum Schlimmere als die Samariter, die sich nicht zum Tempel hielten, Gott nicht richtig dienten. Hat Lukas nicht in seinem Evangelium kurz vorher darüber berichtet, dass Jesus in ein Samariterdorf gekommen war und die Samariter ihn nicht aufgenommen hatten? Und ausgerechnet ein Samariter hilf, übt Nächstenliebe?

Es kommt eben nicht darauf an, WER die Nächstenliebe praktiziert, ob Jude, Christ, Muslim oder Atheist. Es kommt nur darauf an, dass Liebe praktiziert wird. „*Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.*“ Und wer in der Liebe nicht bleibt, der handelt nicht im Namen Gottes, so fromm sein Name, Beruf auch ist. Große Namen und Ämter, Priester und Levit, zählen nicht. „*An den Früchten werdet ihr sie erkennen.*“, sagt Jesus in der Bergpredigt. Und da kann ein verachteter, verworfener Sünder und Samariter plötzlich im richtigen Geist handeln, während der gelehrte Theologe und ehrenwerte Pfarrer das Herzstück des Glaubens versäumt.

Schauen wir noch einmal genau auf die Worte des Gleichnisses: Bei allen drei Personen ist es der gleiche Satz: „*Und als er ihn sah...*“ Die Nächstenliebe beginnt mit dem Sehen, d.h. mit dem richtigen Sehen. Denn offenbar gibt es auch ein falsches Sehen. Die Art des Sehens ist das Eingangstor des Helfens oder Vorübergehens.

Und manchmal muss man erst blind werden, um das wirkliche Sehen wieder zu lernen. So lesen wir es bei der **Bekehrung des Saulus** kurz vor Damaskus. Als ihm Jesus erschien, hörte er die Stimme: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ Und dann wurde er drei Tage blind, bis Christus ihm wieder neues Augenlicht schenkte.

Ich lese momentan die Autobiografie von **Jaques Lusseyran**. Durch einen Unfall hat er als Kind sein Augenlicht verloren. Und er beschreibt, dass er als Blinder neu sehen lernte. Nicht mehr äußerlich, mit den äußerlichen Augen, sondern innerlich mit dem Herzen. Lusseyran schreibt von seinem **neuen Sehen**: „Auch ich hatte meine Vorstellung vom Menschen, meine Sicht auf sie. Weil ich aber meine Augen nicht gebrauchen konnte, musste ich hören, riechen, tasten. Oft sah ich die Menschen deshalb gerade umgekehrt, wie andere es taten: Den Jungen, den man verschlossen nannte, sah ich schüchtern, jenen, den man für faul hielt, sah ich den ganzen Tag in seiner Fantasie mit einem Eifer arbeiten, der ganz das Gegenteil von Faulheit war. Meine Ansichten über die Menschen waren tatsächlich von denen anderer Leute so verschieden geworden...“

Wie sehen wir die Menschen, Ihr Lieben? Wie nehmen wir ihn wahr? Das ist vielleicht die entscheidende Frage des Gleichnisses.

Unser Blick auf Menschen ist entscheidend für unser Helfen. Vielleicht müssen wir blind werden für unser altes Sehen von Menschen, blind für unser Einteilen in Gut und Böse, richtig und falsch, in gläubig und ungläubig.

Die **Mystik** beschreibt den Eintritt in den Glauben als „dunkle Nacht“. Manchmal müssen wir erst Altes loswerden, verletzte Gefühle unser Urteilen über richtig und falsch. Ich glaube, genau das passiert, wenn wir wirklich mit Jesu zu tun bekommen: durch ihn werden alte Sichtweisen, Einteilungen in Gut und Böse weggenommen. Denn wer diesem Jesus begegnet, erfährt es ja, dass wir von ihm nicht abgelehnt werden, obwohl wir es immer wieder auch verdient hätten. Er blickt uns an mit den Augen der Liebe, obwohl uns Frieden, Freundlichkeit, Treue, ein reines Herz oft nicht gut gelingt. Indem er uns zum barmherzigen Samariter wird, sich niederkniet, unsere Wunden des Nicht-Vergeben-Könnens verbindet, unseren Egoismus 1000 Mal vergibt, indem er für uns stirbt und alles Böse trägt, macht er uns blind für unsere frühere Sicht der Menschen, schenkt uns neue Augen der Liebe.

Ich erinnere mich noch an das, was mich mein Sohn Jakob gelehrt hat. Väter können durch ihre Kinder viel lernen! Jakob besuchte über Jahre hin einen Mann im Altenheim. Es war damals ein Schulprojekt. Und eines Tages sagte dieser alte Mann: „Wenn Du wüsstest, was ich für ein Mensch bin, würdest Du mich nicht mehr besuchen. Ich weiß, ich komme in die Hölle. Gott wird mich nicht annehmen können.“ Da antwortete Jakob: „Ich sehe Dich mit anderen Augen. Ich sehe Dich als einen lebenswürdigen Menschen. Was Du früher getan hast, ist mir egal. Denn ich sehe Dein Lachen, wenn ich komme, ich spüre Deine Liebe und Freude, wenn ich mit Dir rede. Und ich weiß: Gott sieht Dich auch mit den Augen der Liebe. Denn er hat uns in Jesus gezeigt, dass uns nichts von seiner Liebe trennen kann.“

„Liebe deinen Nächsten – Sind das nicht zu viele?“ Ja, es sind viele. Es ist der

Mensch, dem Du heute begegnest. Vielleicht liegt er auf der Straße mit von Drogen geröteten Augen. Für ihn hofft keiner mehr – außer Christus. Vielleicht ist es der Mensch morgen an Deinem Arbeitsplatz, mit dem Du schon lange nicht mehr geredet hast. Vielleicht ist es Dein Vater, der Dich verletzt hat oder Dein Freund, der Dich enttäuscht hat. Vielleicht auch Dein Feind? Es sind sehr viele! Und manchmal wissen wir nicht, wer da auf der Straße liegt? Aber eins weiß ich: Christus blickt mit den Augen des Erbarmens auf ihn/sie, wie er es auch bei mir tut. Seine Liebe zu uns und allen verändert auch unseren Blick auf den Nächsten in der Tiefe. Es ist wie blind werden und neu sehen können. Amen.